

Prof. Dr. Joachim-Felix Leonhard
Staatssekretär a.D.,
Präsident der von Behring-Röntgen-
Stiftung, Marburg

**Kultur als Faktor der Identitätsstiftung im urbanen Umfeld:
eine Annäherung in sieben Schritten**

Vortrag anlässlich des Stuttgarter Kulturdialogs, II. Akt,
Stuttgart, Akademie der Bildenden Künste, 9. /10. Juli 2010.

Nun fahren und fuhren sie wieder wie im Jahre 2006 durch die Städte, haben zuvor schwarz-rot-goldene Fähnchen, aber auch die anderer, an der Fußballweltmeisterschaft in Südafrika teilnehmender Länder an das Autodach montiert, finden sich zur Fanmeile zusammen und entwickeln, wie die Medien nicht selten melden und schreiben, *Fan-kultur*. Sie suchen Zusammengehörigkeit, schauen sich Spiele auf Großleinwänden und zelebrieren gleichsam choreographisch lautstark diese Zusammenkunft, ohne zu wissen und zu ahnen,

dass „public viewing“ zumindest im englischen Sprachgebrauch der USA etwas ganz anderes, nämlich die öffentliche Aufbahrung von Verstorbenen, bedeutet: sie ziehen sich Trikots an und – Neuheit in diesem Sommer - blasen in Tröten als wohl Gemeinschaft betonende und *Identität* stiftende Instrumente, allerdings mit dem Nebeneffekt, dass die eigentlich angestrebte Lust am Gemeinschaftsspass und Kommunikation durch die Tröten komplett überlagert wird.

Erster Schritt: Kultur und Kulturpolitik im globalen Zusammenhang von Großstädten.

Fan-Kultur , Weltmeisterschaft als Event und *Identitätsstreben* ereignen sich gerade bei derartigen und vergleichbaren Ereignissen und Umzügen, könnten in ihrer Farbigkeit schon nahe an die Kriterien des Unesco Programms des Intangible Cultural Heritage ebenso heranreichen, wie dies nicht wenige immaterielle – und sich jeweils neu und immateriell ereignende Inszenierungen in aller Welt tun: es bleibt sich gleich, ob die Griots in Westafrika Geschichten immer und immer wieder,

aber immer wieder neu(!) erzählen und damit zur diachronen Gedächtnisbildung im Sinne des sich fortschreibenden und gleichsam sich selbst dynamisierenden Kulturerbes beitragen oder ob Volksfeste in Europa damit gemeint sein können. Kultur fungiert wie in anderen Programmen der Unesco, dem Weltkulturerbe und dem Memory of the World, im Sinne eines bewusst weit, weil alle möglichen Formen von Kunst, Bildung und Kommunikation zusammennehmenden Kulturbegriffes. Es ist dann unerheblich, ob dies im Norden und damit der industriell geprägten Welt geschieht oder im Süden in Regionen und Ländern der Entwicklungszusammenarbeit. Die Vielfalt von Ausdrucksformen unabhängig von seiner jeweiligen kulturellen oder kulturgeographischen bzw. – ethnographischen Provenienz, werden im globalen Maßstab zusammengeführt. Einzelnes formt sich in der Vielfalt mit anderen Einzelnen synthetisch zu einem virtuell Ganzem neu. Einheit in der Vielfalt: gilt das nur für die Unesco oder hat das nicht auch, zumal im Zeitalter von Globalisierung, interethnischen, interkulturellem und interreligiösem Austausch und Migrationen

auch für uns, für unsere Auffassung von Kultur in Singular und Plural und für Konzepte von Kulturpolitik Bedeutung? Und: was heißt das eigentlich für die politische Planung innerhalb einer Bürgergesellschaft, die gerne erst als *Informationsgesellschaft*, dann als *Wissensgesellschaft* tituliert wird und doch letztendlich eine *Bildungsgesellschaft* ist und bleibt – mit allerdings veränderten Koordinaten der Ausrichtung. Plötzlich nämlich kann, wie das Beispiel des Baus einer Brücke in Dresden zeigt, ein solches Projekt nicht mehr nur lokal betrachtet werden, und plötzlich wirft ein solches Unterfangen nicht mehr nur ein verkehrspolitisches, sondern ein kulturpolitisches Problem auf. Das gilt für alle Welterbestätten und gälte auch für die Stuttgarter Weissenhofsiedlung, wäre sie, was man sich ja durchaus vorstellen könnte, Bestandteil des Unesco Kulturerbes - als Teil einer kosmopolitischen Gesamtschau, in der sich auch historische urbane Ensembles wie chinesische Altstädte oder andere europäische, Kulturgeschichte und Identität verbindende Mittelaltersiedlungen finden.

Kulturelle Diversität bildet also – nicht nur für die Unesco - keinen Gegensatz, wie sollte sie auch, entstammt doch die Grundidee zu den genannten Programmen doch dem Gedanken, dass in der einen Welt, die Wolf Lepenies so treffend als *globale Lerngemeinschaft* bezeichnet hat und die vehement auch eine kulturelle *Verstehensgesellschaft* – oder im Plural: Verständnissgesellschaften sind, eben alle ihre individuellen Prägungen zu einem kollektiven Gesamtgedächtnis formen, eben dem Erbe der Menschheit. Ein Erbe, das wir in unserer Generation nur geliehen haben, um es anschließend weiter zu geben.

Zweiter Schritt: Paradigma des Wechsels oder Wechsel der Paradigmen?

Das bisher Gesagte klingt, als ob es weit weg wäre von der kulturpolitischen Situation und den Erfordernissen in deutschen Städten und Ländern. Das Thema „Kulturelle Vielfalt“ bestimmt jedoch nicht nur Programmatik und Programme der Unesco als der für Bildung und Kultur zuständigen Weltorganisation,

sondern ist auch bei uns Teil einer umfassenden Bildungsaufgabe, die das lebenslange Lernen in diversen Altersstufen bei zunehmend unterschiedlicher kulturethnographischer Provenienz kennt, genauer: dies berücksichtigen muss, wenn die Einheit des jeweiligen Gemeinwesens zusammenwachsen und nicht auseinanderfallen soll.

Nun mag man die Frage stellen, was das bisher Gesagte mit der Frage der Konzeption von Kulturpolitik und ihrer Identitätsstiftung in deutschen Ländern und Städten, also auch: in Stuttgart zu tun haben soll. Es bleibt sich fast gleich, ob sich diese Kulturpolitik und die mit ihr einhergehenden Identitätssuche auf eine Leitkultur oder auf das Gesamtverständnis multiethnischer und multikultureller Prägungen insgesamt bezieht und ob dies auf der Bundesebene eines föderalen Staates, der eines Landes oder der eine Kommune geschieht. Was hat die *Fan-Kultur* anlässlich der im Übrigen neuerdings nach dem immer kommerzieller agierenden Veranstalter, nämlich FIFA

genannten Weltmeisterschaft mit Kultur und Kulturpolitik zu tun, wo früher das Ereignis nach dem Inhalt, nämlich der Sportart benannt wurde? Nach Fußball nämlich. Was bedeuten Kulturpolitik und ihre Angebote und Instrumente für sich mehr als früher und obendrein schneller wandelnde Zielgruppen, die schon heute deutlich machen, dass z.B. die Theater immer weniger von jüngeren Generationen aufgesucht werden und das Durchschnittsalter der Besucher nicht unähnlich ist dem Gesamtbild einer alternden, aber nicht mehr nachwachsenden Gesellschaft ist? Schließlich: was mag dies bedeuten in einer gegenüber früheren Zeit weit offeneren Gesellschaft, die sich in ihrem Geschmacksempfinden und ästhetischen Interessen stets neu differenziert und, zumal im globalen Zeitalter, sich eben nicht mehr ausschließlich auf lokale, regionale und internationale Themen und künstlerische Bearbeitungen derselben reduzieren ließe, wie dies vielleicht früher noch der Fall war.

Am Anfang des 21. Jahrhunderts stellen wir fest: der Begriff der Kultur ist weitaus vielschichtiger geworden, als er dies noch vor

etwa 30 oder 40 Jahren sein mochte. Die Gründe liegen auf der Hand: die Gesellschaft hat sich verändert. Die Formen künstlerischer Auseinandersetzung, zumal über den internationalen und interkulturellen Austausch, was nicht das Gleiche ist, sind differenzierter und befördern den sich eigendynamisch entwickelnden Prozess immer weiter. Damit einhergehend haben sich auch Geschmack und Rezeption geändert und machen klar, dass frühere Kategorien und Einteilungsschemata heute nicht mehr so einfach greifen, weil diese Dinge sich vermischen: zwischen Unterhaltungsmusik und Klassischer Musik, zwischen guter und, sagen wir, nicht guter Musik, zwischen sogenannter Hochkultur und anderen Formen kultureller Entfaltung und Produktion. Das Publikum lässt sich mehrheitlich eben nicht mehr monothematisch oder monostrukturell festlegen. Und wer z. B. dann aber in erster Linie die Spitze fördert, übersieht dabei leicht, dass es der Breite bedarf, um das Fundament für die Spitze zu etablieren.

In der auswärtigen Kulturpolitik, um kurz ein weiteres Handlungsfeld in der Zeit globaler Entwicklungen

anzusprechen, ist eben schon lange nicht mehr gerechtfertigt, auswärtige Kultur- und Bildungspolitik gleichsam zentrifugal *von innen nach außen* zu begreifen und zu betreiben. Längst ist diese längst kohärent mit zentripetalen, also von außen kommenden und neue Einflüsse mit sich bringenden Transfers und Programmen kausal verbunden, was z. B. das in Stuttgart ansässige Institut für Auslandsbeziehungen (ifa) mit eigenem Profil und Programm neben dem Goethe-Institut und anderen Mittlerorganisationen erfolgreich betreibt. Wechselseitige Wirkung findet längst statt, und in Europa wird auswärtige Kulturpolitik längst zu einer europäisch und innenpolitisch verstandenen oder zu verstehenden Kulturpolitik für die europäische Bürgergesellschaft, zumindest sollte sie es – unabhängig von unsere lokalen, regionalen und nationalen Bedürfnissen und Sichtweisen.

Dritter Schritt: Kulturpolitik und mittelfristige kulturpolitische Strategie

Der Weg ist zwar auch hier das Ziel, doch muss das Ziel auch mittelfristig bis langfristig bestimmt sein: weil die Bürgerinnen und Bürger wie in anderen Bereichen der Politik wissen wollen, wohin die Reise geht oder zumindest eine Vorstellung davon erhalten möchten, wo man, sagen wir in 10 Jahren stehen wolle, in einer Stadt, in einer Region, in einem Land. Das heißt ja nicht, sich nunmehr ausschließlich der Entwicklung von *Visionen* zuzuwenden, von denen Helmut Schmidt bekanntlich gesagt hat, dass wer sie betriebe, sich umgehend zum Arzt begeben solle. Nein, pragmatische Umsetzung ist hier ebenso erforderlich, doch wollen die Bürgerinnen und Bürger längere, vor allem: über jeweilige Wahlperioden hinausgehende Perspektiven: sie wollen einfach längerfristige Orientierung, auch, um sich im jeweiligen urbanen Raum leichter identifizieren zu können.

Verlässlichkeit ist aber nicht nur für die Bürgerinnen und Bürger wichtig, sondern auch für Planer und Organisatoren in den Kulturinstitutionen selbst. Sie ist zumal in Zeiten rückläufiger Etats von wesentlicher Bedeutung. Als Instrumente dafür

könnten beispielsweise vertragliche Vereinbarungen dienen, deren Wirkung eben über die Annuität hinausgeht und wie etwa bei den Hochschulpakten zumindest mittelfristige Planbarkeit ermöglicht. Das ist bei allen Kulturinstituten notwendig: bei Museen, die Vorlaufzeiten für Ausstellungen ebenso benötigen wie Theater, für Bibliotheken, die den Bestand kontinuierlich aufbauen und für Archive, deren Gedächtnis bildende Funktion a priori auf Langzeitwirkung angelegt ist; aber auch für die freie Theaterarbeit, für Musikschulen, für Jugendorchester und für die Denkmalpflege und andere Kulturinstitute hat dies Bedeutung. Vielleicht kann ja ein solcher „*Kulturpakt*“, wenn schon Einschnitte in finanzschwachen Zeiten drohen, zumindest mittelfristiges Strategie und Planungsmöglichkeiten verbessern.

Eine andere Frage ist die der politischen Prioritätenbildung, bei denen heutzutage nicht immer nur Fragen der Nützlichkeit, sondern auch des Prestiges eine Rolle spielen – nicht selten zu Lasten von Aufgaben, Programmen und Projekten, denen dann folgerichtig Posterioritäten zuerkannt wird: so schlagen die

erheblich gestiegenen Kosten der Hamburger Elbphilharmonie der Hanseatischen Bürgerschaft und dem gesamten Etat im doppelten Sinne ins Kontor, nämlich in den alten Hafenspeicher und in den Haushalt der Hansestadt, verursacht der zwar unter besseren Rahmenbedingungen beschlossene Wiederaufbau des Berliner Schlosses nun (endlich!) Augenreiben bei nicht wenigen, die jetzt an die Kosten dieses Prestigeobjektes denken. Es sind Autobahnbrücken an nicht wenigen Stellen in Deutschland in die Landschaft gesetzt worden, ohne dass gar nicht absehbar ist, ob jemals Autos darüber fahren werden wie im südlichen Thüringen. Die Zahl der Beispiele, in denen die Prioritäten anders gesetzt werden, ließe sich fortsetzen.

Allerdings scheint sich nach Pisa- und OECD-Berichten, vor allem aber nach dem berechtigten Zorn und der offenen Kritik der nachfolgenden Generation allenthalben die Einsicht durchzusetzen, dass Bildungspolitik Vorrang haben müsse. Das ist neu und erstaunlich und weicht von früheren Entscheidungsmustern ab, obgleich die Lobby des Straßenbaus vehement bekannte Notwendigkeiten einforderte.

Es ist „nur“ darauf zu achten, dass sich Bildungspolitik wie nicht selten auf Schulpolitik einengen lässt, sondern Kulturpolitik im Sinne der strategischen Kohärenz einbezieht und es auch dabei bleibt, dass Mammutprojekte, über deren Sinn schon früher ohnehin gestritten wurde, möglicherweise ganz von der Tagesordnung genommen werden, was z. B. die Stadt Frankfurt mit dem Verzicht auf eine unkalkulierbar teure Untertunnelung ihres Hauptbahnhofes getan hat.

Vierter Schritt: Kulturpolitische Funktion und Integrationspolitik

Beim Stichwort der kulturellen Identität bzw. der Identifikation ist sofort auch die Integrationspolitik angesprochen. Hier und heute gilt es, Versäumtes aufzuholen, denn in den vergangenen 50 Jahren hat in Deutschland so gut wie keine Integrationspolitik stattgefunden, obwohl Einwanderung längst in Gang gekommen war und Migranten in unserem Land sesshaft wurden. Vielleicht hatten wir ja gedacht, dass die, die zum Wirtschaftswunder einen nicht unerheblichen Beitrag

geleistet haben, irgendwann von selbst wieder gehen würden. Das aber ist nicht geschehen – und war doch schon früh absehbar, ohne dass, unabhängig von der jeweiligen politischen Couleur, die politische Planung entsprechende Konzepte vorgelegt und realisiert hätte. Heute müssen wir aufholen, was jahrelang vernachlässigt worden ist.

Das einzige überregionale kulturelle Angebot für diese Mitbürger mit unterschiedlichen kulturellen Prägungen, die sog. „Sendungen für Gastarbeiter“ wurden abgeschafft, als man im öffentlich-rechtlichen Rundfunk fast ausschließlich Qualität und Attraktivität des Programms in Quoten zu berechnen und damit gleichzeitig den Kulturauftrag Zug um Zug zu vernachlässigen begann. Die Verspartung des Programmauftrags nahm zu, und vielfach bekam das öffentlich-rechtliche Programm nicht unerheblich Ähnlichkeit mit den ganz anders organisierten Programmen der privaten Sender: Kultursendungen wurden entweder auf Sendetermine kurz vor Mitternacht versetzt oder gleich in einzelne Programmstrecken abgeschoben. Die Sendungen für Gastarbeiter hörten dann ganz auf, als der

Satellitenempfang den bisher terrestrischen Programmempfang ablöste. Bemerkenswert kurzfristig war es schon, wenn das Abschalten dann in Rundfunkräten auch mit der Perspektive begründet wurde, die ausländischen Mitbürger hätten ja nun eine noch bessere und in ihrer Sprache vermittelte Programm mit Informationen über ihre Heimat – womit freilich das Herkunftsland gemeint war. Eigentlich war dies nicht nur kurzfristig, sondern töricht, denn von nun an waren diese in Deutschland lebenden Menschen über Satellitenfernsehen besser und detaillierter über Vorgänge in ihren Herkunftsländern informiert, nicht aber über das, was sich in ihrer unmittelbaren Umgebung in Deutschland abspielte und worüber die „alten“ Gastarbeitersendungen inhaltlich und in jeweiliger Sprache noch berichtet hatten. Vom Kennenlernen ihres jeweiligen soziokulturellen urbanen Umfelds wie auch der Sprache unseres Landes war da natürlich kaum oder keine Rede mehr, geschweige denn von Integration oder Identitätsstiftung. Der Weg in die Ghettoisierung, die wir heute

leicht technisch als *soziale Brennpunkte* definieren, war bereitet.

Kann Kulturpolitik hier helfen? Die Antwort ist ein klares „ja“, weil es sich auch daraus ableitet, als Jahrzehnte lang nichts geschehen ist oder das wenige, das Kultur und Kommunikation in Gestalt der genannten Rundfunksendungen zusammenführt, wieder von der Bühne verschwand.

Ja, wir haben lange gebraucht, um das Erfordernis der Einwanderungspolitik überhaupt zu begreifen, und erst vor einiger, eher geringerer Zeit ist in vielen Fällen verstanden und in Konzepte umgesetzt worden, dass und was Kulturpolitik hier leisten kann. Das ist besonders in Zeiten von Bedeutung, wenn der Rotstift das politische Planen und Handeln bestimmt und die Kulturpolitik im Verständnis freiwilliger Leistungen eher als andere Sachgebiete in die Nähe roter Streichfelder rückt.

Dabei ist bei alledem die Rolle des Gastgeberlandes, seiner kulturellen, gesellschaftlichen und verfassungsrechtlichen Traditionen und Grundlagen von Bedeutung, was in anderen Ländern mit längerer Erfahrung durchaus bestätigt werden

kann. Die erste Frage nach Identität geht dabei jeweils zuerst an das Gastgeberland und seine Menschen. Und hier gilt: Wer seine eigenen kulturellen Wurzeln kennt und sich des ihr innewohnenden Wertesystems bewusst ist, entwickelt umso leichter die Fähigkeit zum Dialog im interkulturellen Diskurs. Wir spüren fast jeden Tag, dass die internationale Vernetzung, Reisen und nicht zuletzt auch die Migranten in unserem Lande unsere Alltagskultur und damit unsere Gewohnheiten beeinflusst und verändert haben: wir gehen, was unseren Großeltern kaum eingefallen wäre, wie selbstverständlich zum „Italiener“ zum Essen, holen Döner am Imbissstand um die Ecke und freuen uns nach dem Essen auf einen Espresso, einen türkischen Mokka, vielleicht auch auf einen gewärmten Slivowitz oder einen gekühlten Ouso. Bis auf wenige Unbelehrbare freuen wir uns, dass in der Fußballnationalmannschaft junge Ballkünstler mit verschiedenen ethnischen Wurzeln im gemeinsamen Trikot auftreten und, ja, Spielkultur vermitteln und neuerlich

Begeisterung - und Identifikation im eingangs genannten Sinne auslösen.

Wenn es um die Kultur als Faktor der Identität im urbanen Raum geht, geht es auch um Lern- und Bildungsfragen: Und zwar nicht nur um die Frage, was Kinder von Migranten über unser Gemeinwesen wissen sollten, sondern auch, was deutsche Schüler über die kulturellen Wurzeln ihrer Mitschüler erfahren könnten? Was wissen wir selbst?

Fünfter Schritt: Kunst und Kultur und ihre Vernetzung zu anderen Gebieten.

Kultur- und Bildungspolitik greifen hier ineinander. Dass Kunst und Kultur hier wichtige Funktionen haben und wie Kunst und Künstler diesen Spagat aufnehmen und Spannbreite, auch Spannung aufbauen und Spannungen vermindern können, zeigen gute Beispiele in diversen Städten. Diese müssen gar nicht „groß“ sein, sondern durch ihren Inhalt im Format einer „kleinen“ Ausstellung wirken, die die Schader-Stiftung in Darmstadt derzeit gemeinsam mit dem Hessischen

Landesmuseum Darmstadt unter dem Titel „From inner to outer shadow“ im Rahmen ihres Veranstaltungszyklus „Bilder gesellschaftlichen Wandels“ zeigt. In dieser, von Vorträgen und Diskussionsrunden begleiteten Ausstellung wird das vermeintlich Divergente, nämlich differente Einstellungen zu Gedächtnisbildung, zu Wohnen und Leben, zu Innen- und Außenansichten synchron und diachron behandelt: einmal werden aus den Beständen des Museums Interieurdarstellungen von Moritz von Schwind und Wilhelm Busch bis Günther Förg und Richard Hamilton Werke und damit Sichtweisen von Künstlern zwischen Biedermeier bis zum Ende des 20. Jahrhunderts gezeigt, die den Blick von Innen nach Außen, z. B. aus dem Fenster eines Hauses der Biedermeierzeit in die Landschaft der Zeit der Romantik zeigen: Ausblicke und damit zugleich Einsichten, die kontrastiert werden mit modernen Arbeiten unserer Zeit, die dem Thema des Wechselerständnisses von Interieur und Exterieur gewidmet sind. Diachrone Spannung also durch den historischen Bogen für den Betrachter, aber im zweiten Teil

auch synchrone Diskussion des gleichen Themas: vor dem Hintergrund ihrer multinationalen Herkunft und ihrer Familiengeschichte treten mit einer Rauminstallation Anny und Sibel Öztürk, beide Künstlerinnen mit türkischen Wurzeln und beide Absolventen der Hochschule für Gestaltung in Offenbach, in einen Dialog mit den historischen Exponaten, wohlgermerkt mitten in der gleichen Ausstellung. Möbel, Texte Bilder und Projektionen verbinden das Interieur als künstlerisches Zeugnis mit der ebenfalls an Orte und Räume gebundenen kulturellen Herkunft (gemeint sind Istanbul und Eberbach am Neckar!) und schaffen gleichsam eine neue Erzählung.

Überhaupt kann das gar nicht so umfang-, aber ideenreiche Kunst- und Kulturprogramm der Schader-Stiftung für grundsätzliche Betrachtungen von Interesse sein, wenn es um Fragen der Identitätsstiftung durch Kultur bzw. Kulturpolitik im urbanen Raum geht: Die Stiftung, die im übrigen jährlich den höchstdotierten Preis auf dem Gebiete der Sozialwissenschaften verleiht (in den letzten beiden Jahren an Lord Dahrendorf bzw. an Wolf Lepenies), hat ihre

Stiftungssatzung vor kurzem geändert: nicht nur will sie, was nicht einfach ist, den Dialog zwischen Theorie und Praxis in den Sozialwissenschaften fördern, sondern, weil es um Fragen des Wohnens und Lebens in urbanen Räumen geht, neuerdings auch Kunst und Kultur einbeziehen. Dies bedeutet nichts Geringeres als den Diskurs zwischen Disziplinen aufzunehmen und ganzheitliche Betrachtungen zu initiieren, wo sonst, zumal in der Vielgliedrigkeit deutscher Hochschulen, eher die Segmentierung von Fakultäten und Instituten und damit auch von Sicht- und Denkweisen vorherrscht.

Auch die dem gleichen Kooperationschema der Verbindung von Sozialwissenschaften und Kultur folgende frühere Ausstellung „Verborgen – gesehen“, die in besonderer Weise den Reihentitel „Bilder gesellschaftlichen Wandels“ dokumentiert, weist uns darauf hin, dass der Wandel des künstlerischen Blicks auf die Wirklichkeit eng verbunden ist mit den gesellschaftlichen Veränderungen, in denen sowohl der Künstler steht als auch die Wertigkeit der Motive ihre Voraussetzung hat. Das wird in besonderer Weise deutlich in

der künstlerischen Wahrnehmung von Menschen, die eben für den großen Teil der Gesellschaft weniger oder gar nicht im Blickfeld liegen. Bei diesen Ausstellungen werden etwa eine alte Armenhäslerin von Paula Modersohn-Becker mit Photographien der in Stuttgart lebenden Künstlerin Christina Kratzenberg, die ihrerseits Asylsuchende in der Stuttgarter Schöngartenstrasse gleichsam auf ihre Weise gleichsam „porträtierte“ sowie mit Photoarbeiten von Raed Bawayah, einem palästinensischen Künstler (und Stipendiaten der Akademie Solitude!) in eine Art Konfrontation gebracht, aber nicht nur in eine *Art*: beim Betrachter verändert sich die vermeintliche Konfrontation bald zu einer Verbindung von Ähnlichkeiten oder löst sich dann als vermeintlicher Gegensatz rasch ganz auf.

Sechster Schritt: Kunst und Erziehung, mehr als Kunsterziehung.

Den Bogen zu spannen von künstlerischer Entfaltung zum gleichen oder zumindest ähnlichen Thema bis in unsere Zeit

bietet beispielsweise eine schöne Gelegenheit, Schulklassen über den Rahmen von Kunst und Kultur ein Thema zu vermitteln. Die Schüler lernen vielleicht über den Blick auf die künstlerische Auseinandersetzung mehr, ähnlich wie in den an vielen Theatern inzwischen installierten Schülerwerkstätten, über ein Thema, als wenn sie sich ausschließlich zwischen Kreidestaub des Klassenzimmers und dem Lärm des Schulhofs Wissen aneignen.

Was Kunst im schulischen Alltag bewirken kann, zeigt das Beispiel einer in einem sozialen Brennpunkt gelegenen Grundschule in Offenbach, wo es über längere Zeit zu gewalttätigen Aktionen in den Pausen kam. Als sich Künstler den in der Ödnis seiner Betonarchitektur unwirtlichen öffentlichen Raum des Pausenhofes neu, nun aber künstlerisch gestalteten, geschah Unerwartetes, denn die Zahl der Übergriffe ließ deutlich nach. Es zeigt sich, wie wesentlich außerschulische Lernorte, in denen Kunst und Kultur eine besondere Rolle spielen (können), zur sozialen Integration beitragen können und wie sehr gerade der richtige, eigentlich:

der einfache und direkte Zugang zu Kunst und Kultur für die nachwachsende Generation im Bildungsprozess zur Persönlichkeitsprägung ganz im Sinne der Schillerschen ästhetischen Erziehung beitragen kann.

Siebter Schritt: Kulturpolitik im Spannungsfeld von Event und Nachhaltigkeit.

Das Gesagte bedeutet Weitung des kulturellen Horizontes bei Schülern und Anregung zur kulturellen Nachhaltigkeit bei der jüngeren Generation. Es bedeutet auch, den „Event“ im Kulturbereich zu relativieren auf das, was es ist, ein einzelnes Ereignis, das für sich steht und nicht in Relation zu anderen Aufgaben und Kulturinstitutionen und ihren Aufgaben treten soll. Was damit gemeint ist, soll an Hand von zwei Beispielen deutlich werden: Es ist zugegebenermaßen ein in jeder Hinsicht „großes“ Ereignis gewesen, als in Berlin die „MoMa“-Ausstellung die Besucher in Massen anzog, und es sind unzweifelhaft Höhepunkte des Kulturlebens, wenn große Schauspieler und Sänger, internationale Stars für Opern- und

Theaterfestivals ebenso engagiert werden können wie Filmfestivals das Publikum ansprechen. Das ist so und soll auch so sein. Jedoch soll darüber nicht in Vergessenheit geraten, dass es gleichsam *nebenan*, ganz in der urbanen Nähe, Museen gibt, deren Sammlungen es verdienen, ähnlich attraktiv empfunden zu werden. Und dass es, ebenso in der urbanen Nähe, Theater gibt, die übers Jahr und außerhalb einzelner Festwochen ihr Publikum finden wollen und neben den Events nicht minder attraktiv sein können.

Festzustellen ist aber, dass gerade diese großen und kommerziell aufwändigen Veranstaltungen den Blick des Publikums leider deshalb (ab-)lenken können, weil die Dauerausstellung im Museum in der Nähe oder das Repertoire im Theater der eigenen Stadt nicht so spektakulär erscheinen mögen wie die mit großem Werbebrimborium in Szene gesetzten Events.

Darum, um attraktive Angebote und um möglichst guten Besuch, bemühen sich alle Kulturinstitute, doch könnte man konzeptionell auch hier der Frage nachgehen, ob nicht stärkere

Vernetzung neue Attraktivität schaffen kann, verstärkte Kooperation und Austausch von Ausstellungen und Theaterproduktionen, zumal in finanzschwachen Zeiten, Mehrwert stiften können. Das ist aber nicht so einfach, wie es scheint, weil nicht selten das Interesse an jeweiliger Eigenproduktion Vorrang genießt vor der Übernahme von anderen Einrichtungen. Im übrigen soll den Events keineswegs ihre Legitimation abgesprochen werden, aber ebenso, wie bei Sportveranstaltungen nicht jeden Samstag ein Endspiel stattfindet, muss und soll sich Kulturpolitik darauf konzentrieren, Vielfalt in konzeptioneller Gesamtsicht für unterschiedliche Besucher- und Interessentengruppen zu vermitteln. Über längere, auch Legislaturperioden überschreitende Zeiten, einfach: nachhaltig.

Zum Schluss.

Denkt man an die Fermentfunktion, die nun einmal der Kultur als einem wesentlichen Faktor der sozialen Entwicklung zukommt, dann erhält die frühe und seinerzeit in ganz anderen

gesellschaftspolitischen Strukturen formulierte Forderung Hilmar Hoffmanns nach „Kultur für alle“ eine neue Dimension, denn heute zeigt sie das Erfordernis des nunmehr stärkeren auch multiethnischen und interkulturellen Austausches in städtischen Gesellschaften auf. Sicherlich werden neue und auf mittelfristige Strategie ausgerichtete Konzepte wegen sich verändernder Rahmenbedingungen notwendig werden, ob auf überregionaler, regionaler oder lokaler Ebene. Sie können, ähnlich dem alten Kursbuch, eine Art *Kulturfahrplan* darstellen, der Orientierung gibt und Wege auf der *Kulturreise* beschreiben kann.

Nicht zuletzt wird die Gesamtentwicklung unserer Gesellschaft zu beachten sein, da sie sich überall, auch in der Kulturpolitik, auswirken wird: nicht nur, dass diese Gesellschaft immer älter wird, sondern auch der Umstand, dass sie offener und von globalen Aspekten geprägt sein ist und mehr sein wird, wird uns zum Nachdenken bringen (müssen).

Wer sich bei diesen Fragen allzu sehr auf das Althergebrachte bezieht, kommt rasch in eine Aporie, die sowohl Georg

Christoph Lichtenberg als auch Johann Wolfgang von Goethe, jeder auf seine Weise, treffend beschrieben haben: ein Aphorismus Lichtenbergs bezieht sich zwar auf die Naturwissenschaften, besitzt nichtsdestoweniger Geltung für breitere Anwendungen: „wer nichts als die Chemie versteht, versteht auch die nicht recht“, und Goethe's Hinweis aus dem Egmont darf ebenso herangezogen werden, wenn es um Entwürfe, Konzepte und Pläne geht: hier heißt es: "Was hilft es, auf den eigenen Gedanken zu beharren, wenn sich die Welt um uns ändert". Wenn - und wem - das noch nicht reicht, könnte man zu Tommaso di Lampedusa greifen, wo wir im „Leoparden“ den bedenkenswerten Satz lesen: „Wenn wir wollen, dass alles bleibt, wie es ist, dann muss sich alles ändern“ (se vogliamo che tutto rimanga come è, bisogna che tutto cambi“).

Eigentlich hat man gar keine Wahl zwischen den drei Mahnungen.

